

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Begley, Louis
Lügen in Zeiten des Krieges

Roman. Großdruck
Aus dem Amerikanischen von Christa Krüger

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4092
978-3-518-46092-4

suhrkamp taschenbuch 4092

Lügen in Zeiten des Krieges erzählt die Geschichte einer Kindheit in Polen. Maciek, Sohn jüdischer Eltern, wächst – in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts – behütet in einem wohlhabenden Arzthaushalt auf, bis der Herbst 1939 mit einem Schlag das Schicksal seiner Familie verändert. Louis Begley erzählt in seinem ersten Roman die Geschichte unseres Jahrhunderts, eine Geschichte, die hier mit den mal märchenhaft, mal brutal einfachen Worten des jungen Maciek geschildert wird.

Marcel Reich-Ranicki lobte den Roman im »Literarischen Quartett: »Ein gewissenhafter Berichterstatter und ein nüchterner Chronist hat das Buch *Lügen in Zeiten des Krieges* geschrieben. Doch zugleich stammt es aus der Feder eines temperamentvollen Geschichtenerzählers. So ist es beides zugleich und auf einmal; ein einzigartiges Zeitdokument und ein ergreifender Roman.«

Louis Begley, 1933 in Polen geboren, studierte Literaturwissenschaft und Jura in Harvard und arbeitete von 1959 bis 2004 als Anwalt in New York. Als Schriftsteller wurde er mit seinem ersten Roman *Lügen in Zeiten des Krieges* auf Anhieb international bekannt. Louis Begley lebt in New York. Zuletzt erschien von ihm im Suhrkamp Verlag *Der Fall Dreyfus: Teufelsinsel, Guantánamo, Alptraum der Geschichte*.

Louis Begley
Lügen in Zeiten des Krieges

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Christa Krüger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1991 unter dem Titel
Wartime Lies
bei Alfred A. Knopf, New York.

© Louis Begley, 1991

Umschlagfoto: Joe J. Heydecker, Warschau 1941

Für meine Mutter

suhrkamp taschenbuch 4092

Erste Auflage 2009

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46 092-4

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Lügen in Zeiten des Krieges

Ein Mann von fünfzig Jahren könnte er sein, oder auch etwas älter, schon leicht gebeugt, ein Mann mit freundlichem Gesicht und traurigen Augen; sagen wir, er lebt verhältnismäßig angenehm in einem friedlichen Land. Er umgibt sich gern mit Büchern, arbeitet womöglich in einem angesehenen Verlag oder lehrt an einer Provinzuniversität, wie man Literaturen miteinander vergleicht. Vielleicht vermittelt er auch Autoren, Manuskripte von Dissidenten liegen ihm besonders am Herzen, Texte, die Zeugnis ablegen gegen Unterdrückung und Unmenschlichkeit. Abends liest er manchmal lateinische Klassiker. Rückübersetzen kann er nicht mehr – die Zeiten sind vorbei. Latein hat er bloß lückenhaft gelernt, immer nur, wenn ihm wieder einmal ein Examen bevorstand, und auch dann erst in letzter Minute; gründlich sind seine Kenntnisse nie gewesen. Aber zum Glück kann er die Bedeutung eines Textes noch erfassen; auch sein Erinnerungsvermögen ist ihm erhalten geblieben. Er bewundert die *Äneis*. In ihr fand er zum ersten Mal literarisch ausgedrückt, was ihn quälte: die Scham, am Leben

geblieben, mit heiler Haut, ohne Tätowierung davongekommen zu sein, während seine Verwandten und fast alle anderen im Feuer umgekommen waren, unter ihnen so viele, die das Überleben eher verdient hätten als gerade er.

Er achtet darauf, die Metapher nicht zu nahe an sich heranzulassen. Seine Heimatstadt in Ostpolen war kein Ilium. Ein SS-Mann, der ungerührt mit der Reitpeitsche auf einen alten Mann einschlägt, auch wenn der schon nicht mehr wie ein Mensch aussieht, könnte zwar gut für Pyrrhus' blutigen Mord an Priamus stehen – aber wo bleiben in diesem sinnlosen Tableau die mitstreitenden goldhaarigen Götter und Göttinnen? Er hat gesehen, wie ein alter Mann gnadenlos totgeschlagen wurde; der kahlköpfige Alte hatte sich hinknien müssen, die Peitschenhiebe zielten nur auf seinen blanken Schädel, das Blut strömte ihm übers Gesicht, abwischen konnte er es nicht, die Hände waren ihm auf dem Rücken zusammengebunden. Welche Göttin hätte durch diese Greuelthat gerächt werden sollen, und wodurch hätte man sie beleidigt? War es etwa der zürnende Jupiter gewesen, der den Sondertrupp von alten Juden zu der überaus nützlichen Arbeit der Gullyreinigung abkommandiert hatte, die sie, auf den Knien liegend, absolvierten, bewacht vom

jüdischen Ordnungsdienst mit schlagbereiten Gummiknüppeln?

Jetzt aber werden unserem Mann die Metaphern vertrauter: Als Äneas, von seiner unsterblichen Mutter vorsorglich in dichten Nebel gehüllt, in Karthago den Touristen spielt, sehen seine erstaunten Augen an den Wänden von Didos Palast kunstvolle Bilder mit blutigen Schlachtszenen aus dem Trojanischen Krieg. Hat unser Mann nicht auch gleich nach dem Ende seines Krieges die ersten Bildbände mit Photos von Auschwitz, Bergen-Belsen und Buchenwald betrachtet, nackte, zu Skeletten abgemagerte Männer und Frauen gesehen, die noch lebten und in die Kamera starrten? Wüst auf einen Haufen geworfene Leichen? Warenlager von Brillen, Uhren und Schuhen? Welchen Sinn hat da sein Überleben? Wenn Vater Äneas mit dem kleinen Julius aus Troja flieht, erfüllt er damit ein bindendes Versprechen: Er wird das ewige Rom gründen; kraft Jupiters Willen und mit etwas Zungenakrobatik wird Ascanius-Julus zum Ahnherrn der Julischen Cäsaren. Unser Mann, Treibgut, untergetaucht und hochgespült, ausgelaugt und gestrandet, kann keine Bestimmung für sich erkennen. Seine Erinnerungsbilder sind Stoff für Alpträume, mit Mythen haben sie nichts gemein.

Unser Mann meidet Holocaust-Bücher und läßt sich bei Essenseinladungen nicht auf Plaudereien über Polen im Zweiten Weltkrieg ein, auch wenn die schönen Augen seiner Tischdame ihm parfümierten Trost versprechen. Berichte über Folterungen von Dissidenten und politischen Gefangenen dagegen liest er wieder und wieder, jedes Verhör stellt er sich bis in alle Einzelheiten vor. Wie lange hätte es wohl gedauert, bis er schreiend zusammengebrochen und zu Kreuze gekrochen wäre? Ob er sofort weich geworden wäre oder erst, nachdem sie ihm die Finger gebrochen hätten? Wen hätte er verraten und wie schnell? Er ist ein Voyeur des Bösen geworden, starrt gebannt auf die grauenhaften Szenen, die vor seinem inneren Auge abrollen; manchmal weiß er nicht, welchen Part er darin spielt. Mußte das Kind, das er einmal war, sich so entwickeln, ist das der Preis für seine Weise des Überlebens?

Für Catull empfindet er eine Affinität anderer Art, die aufblitzt wie ein Leuchtfeuer über schwarzem Wasser. Er malt sich die Kindheit des Dichters aus, das Leben in der Umgebung von Verona, das anheimelnde Landhaus am Gardasee, die schnittige Jacht. Ein gütiger Vater begleitet Catull nach Rom und ebnet ihm die Wege. Der Dichter liebt

Lesbia, die schöne Nymphomanin Lesbia, nicht begehrt, wie jedermann Frauen liebt, sondern mit der Liebe, die ein Römer für seine Söhne und Schwiegersöhne empfindet. Leider ist die Liebe zu Lesbia eine Krankheit. Diese treulose Lesbia, die Catull mehr als sich und seine Sippe liebt, spielt üble Spiele – »an Kreuzwegen, in schmutzigen Seitengäßchen rupft sie die hochgeborne Römerjugend!« Nun will der Dichter nicht mehr, daß sie treu ist, selbst wenn das möglich wäre. Er möchte nur selbst gesunden, die quälende Krankheit abschütteln, die ihm alle Freude vergällt hat. *Ipse valere opto et taetrum hunc deponere morbum ...* Diese Zeilen haben unseren Mann jahrelang verfolgt, er meint Catulls Krankheit bis auf den Grund zu kennen, auch er wollte nichts anderes mehr, bloß noch gesunden, um jeden Preis. Nur trifft auch diese Metapher nicht. Seine Krankheit geht tiefer als die des Dichters. Catull zweifelt keinen Augenblick daran, daß er geboren ist, um glücklich zu sein und Freude zu empfinden angesichts der guten Taten, die er früher begangen hat, *benefacta priora voluptas*. Das sind die Götter ihm schuldig, da er ihnen treu war. *O di, reddite mi hoc pro pietate mea*. Der Mann mit den traurigen Augen ist überzeugt, daß er für alle Zeiten verändert ist, wie ein geprügelter Hund,

und daß kein Gott ihn heilen kann. Gute Taten, auf die er zurückblicken könnte, hat er nicht getan. Trotzdem, es hilft ihm, das Gedicht wieder und wieder zu sagen. Heulen vor Verzweiflung wird er nicht.

Er denkt an die Geschichte des Kindes, aus dem so ein Mann geworden ist. Maciek soll das Kind heißen, wie der kleine Maciek in dem alten Lied, der feine Kerl, der unermüdlich immer weitertanzt, solange die Musik spielt.

I

Geboren bin ich ein paar Monate nach dem Reichstagsbrand, in T., einer Stadt mit ungefähr vierzigtausend Einwohnern in einem Teil Polens, der vor dem Ersten Weltkrieg zur K. u. k.-Monarchie gehört hatte. Mein Vater war der angesehenste Arzt in T. Keiner konnte ihm das Wasser reichen, weder der Chef des Krankenhauses, ein katholischer Chirurg, noch die beiden praktischen Ärzte, meines Vaters Kollegen. Nur mein Vater hatte Diplom von der Universität Wien; nur er hatte vom ersten *gimnazjum*-Jahr an als *zeller* gegolten und die in ihn gesetzten Erwartungen glänzend erfüllt, indem er eine jener goldenen Uhren gewann, die Kaiser Franz Joseph jedes Jahr an die besten Abiturienten im Kaiserreich verteilen ließ; und keiner tat es ihm gleich an aufopfernder Freundlichkeit und Fürsorge für die Patienten. Meine Mutter, eine Schönheit aus Krakau, war viel jünger als er; sie starb im Kindbett. Die Heirat war durch einen Ehevermittler zustande gekommen, aber der Doktor und die Schönheit verliebten sich so schnell und heftig ineinander, daß man in der Familie die

Geschichte wie ein Märchen erzählte, und mein Vater schwor, er werde den Rest seiner Tage nur der Erinnerung an meine Mutter und dem Leben mit mir widmen. Er hielt sein Wort sehr lange.

Meine Mutter hatte eine ältere Schwester, die noch schöner als sie war und jetzt als einziges Kind auch viel reicher; alle waren sich einig, daß diese Schwester wohl nie heiraten würde, auch nicht ihren verwitweten Schwager. In der hermetischen Welt reicher galizischer Juden hing ihr ein Gerücht an: Man munkelte, sie habe sich mit einem katholischen Maler eingelassen, und bei dem Versuch auszureißen seien die beiden erwischt worden. Der Künstler habe sich in seinem Verhalten offenbar von der angenehmen Aussicht auf ihre Mitgift leiten lassen; als aber mein Großvater einschritt und seinen lodernden Zorn gleichmäßig auf die Religion und das Boheme-Leben des Freundes meiner Tante verteilte, sei dessen Hoffnung auf die Mitgift zerronnen, und er habe sein Verhalten dementsprechend geändert. Wäre es um eine andere Frau gegangen, dann hätten akzeptablere Liebhaber von Schönheit und Geld und erst recht ihre Mütter und alle weiblichen Verwandten, die sonst noch nach Bräuten Ausschau hielten, derlei Geschichten wohl geflissentlich vergessen. Aber Tanja, so hieß

meine Tante, Tanja konnte auf soviel Nachsicht nicht hoffen. Ihre Respektlosigkeit und ihre unerbittlich scharfe Zunge waren genauso Stadtgespräch wie ihr Eigensinn und Jähzorn. Man bezeichnete sie als weibliche Variante ihres Vaters: Der war ein Mann, den sich zwar jeder zum Geschäftspartner wünschte, den aber kein denkender Mensch ernsthaft als Ehemann oder Schwiegersohn in Betracht gezogen hätte.

Dazu kam der Schatten, der auf der Familie lag – Unglück oder schlechtes Blut, was wußte man –, jedenfalls waren die glänzenden Aussichten meiner Mutter und Tanjas getrübt, seit ihr jüngerer Bruder sich einige Jahre zuvor das Leben genommen hatte. Er war nicht zur Universität zugelassen worden (damals führten die polnischen Universitäten gerade eine Quotenregelung für Juden ein), während das Mädchen, das er liebte, die Studierlaubnis bekommen hatte. In den Sommerferien ritt er viel durch den Wald, der an den Besitz meines Großvaters grenzte. Bei einem dieser Ausflüge wurde er von einem heftigen Gewitter überrascht. Er stieg vom Pferd, suchte Schutz unter einem Baum, hielt das Pferd am Zügel und versuchte es zu beruhigen, indem er ihm die Nüstern streichelte und küßte. Da schlug dicht neben ihm ein Blitz ein.

Das Pferd geriet in Panik und biß meinen Onkel mehrmals ins Gesicht. Die Wunden vernarbten schlecht und sahen sehr häßlich aus. Seine Freundin zog sich zurück; mein Onkel wußte nicht, ob die Ablenkungen des Lebens an der Universität der Grund dafür waren oder ob sie ihn abstoßend fand. Das eine war so schlimm wie das andere. Man bemühte sich, einen Platz an einer ausländischen Universität für ihn zu finden, aber noch vor dem Ende des Herbstsemesters ging er eines Nachmittags in den Stall und erschob sein Pferd und sich selbst.

So kam es, daß Tanja zu uns zog, meinem Vater den Haushalt führte und sich um mich kümmerte.

Wir wohnten weiter in dem Haus, in dem ich geboren war; meine Eltern hatten es gleich nach der Hochzeit von der Mitgift meiner Mutter gekauft. Das Haus stand in einem Garten an der Hauptstraße von T. Unsere Wohnung und die Praxis meines Vaters waren in dem einstöckigen Flügel untergebracht, der parallel zur Straße lag. Der andere Flügel, im rechten Winkel zu unserem gelegen, mit Eingang zum Hof, war vermietet: Im Erdgeschoß wohnten ein Gymnasiallehrer und seine Frau, im ersten Stock Pan Kramer, der Besitzer einer Schreibwarenhandlung, mit Frau und

Tochter Irina, die zwei oder drei Jahre älter als ich war. Bis die Deutschen kamen, spielten Irina und ich nie zusammen; mein Vater fand das unpassend.

Wie jeder Mann in Polen, sobald er sich rasieren muß, wurde auch Vater Kramer mit Pan angeredet; nur Diener, Bauern und Arbeiter hatten keinen Anspruch auf diese Ehrensilbe. Mutter Kramer hieß für jeden außer der Familie und engen Freunden Pani Kramerowa oder Pani Renata. Wäre Irina erwachsen geworden, hätte man sie Panna Kramerrówna oder Panna Irina oder auch, weil die polnische Sprache für Essen und Trinken und für Namen Diminutive bevorzugt, Panna Irka genannt.

Unser Wohnzimmer lag hinter dem Sprechzimmer meines Vaters; die Patienten gingen, wenn sie an der Reihe waren, durch eine große, weiße Polstertür zur Untersuchung zu ihm hinein. Neben der Tür stand ein riesiger weißer Kachelofen. Der fahle Riese mit den breiten Schultern, der mich in einen nächtlichen Alpträumen heimsuchte, kam manchmal durch diese Tür oder aus der Nische zwischen Kachelofen und Wand, wo Feuerholz und ein paar Spielzeuge verstaut waren. Dann schrie ich laut und erstarrte vor Angst, und es nützte gar nichts, daß mein Kindermädchen die Tür öffnete

und mich in die vertraute Umgebung des Sprechzimmers trug, die Nische hinter dem Ofen leer räumte und alle Holzscheite und alle Spielzeuge, die Sandschaufeln und Holzautos einzeln auf dem Teppich vor mir ausbreitete, damit ich sehen konnte, daß nichts hinter ihnen versteckt war, ein Riese schon gar nicht. Mein Entsetzen wuchs nur, ich schrie immer lauter, aber es half alles nichts: Man mußte eine Pferdedroschke losschicken und Tanja oder meinen Vater aus dem Restaurant oder Café holen lassen, in dem sie gerade saßen.

An diese Zeit der Ungeheuer und anderer Ereignisse meiner Kindheit habe ich die ersten eigenen Erinnerungen – andere als die schöngefärbten Geschichten aus unserem idyllischen Leben, die Tanja mir später während der Kriegsjahre erzählte. Ich erinnere mich, daß Tanja und mein Vater abends meistens ausgingen. Mein Vater war früh mit seinen Hausbesuchen fertig. Dann spielte er mit mir, bis es Zeit für die Verabredung mit seinen beiden jüdischen Kollegen und deren Frauen war; sie gingen zusammen zum Essen oder zum Kaffeetrinken. Das Kaffeehaus galt als wienerisch und war in T. eine sehr beliebte Einrichtung. Man kam nie zu früh oder zu spät, um dort einen Freund vorzufinden. Man blieb eine Weile oder ging auch

in ein anderes Café oder in ein Restaurant mit Tanz. Manchmal begleitete Tanja meinen Vater. Häufiger aber ging sie mit Bern aus, dem reichsten jüdischen Rechtsanwalt in T., einem eingefleischten Junggesellen. Anders als mein Vater war Bern ein Bonvivant, der sich viel auf seine beinahe unbegrenzte Fähigkeit, Tokajer und Wodka zu konsumieren, zugute hielt. Er war auch ein hervorragender Tänzer. Wenn er abends kam, um Tanja abzuholen, versuchte sie manchmal, mich von meiner Angst vor dem drohenden Alleinsein abzulenken, und bat ihn, das Grammophon aufzuziehen; dann legten sie eine Platte auf und führten mir seine Spezialtänze vor, langsamen Walzer und Tango.

Im Sommer traf sich mein Vater nach der Mittagsruhe mit Bern, dem katholischen Chirurgen und dem einen oder anderen seiner jüdischen Kollegen zum Tennis. Tanja und ich sahen oft bei den Spielen zu. An anderen Nachmittagen gingen wir zum Strand – ein Uferstreifen, der jeden Sommer sorgfältig mit einer dicken Schicht von weißem Sand bedeckt wurde. Man mußte Eintritt zahlen, um den Strand benutzen zu dürfen, und kam dann in den Genuß von Liegestühlen, Sonnenschirmen und Umkleidekabinen. Nur unerschrockene Schwimmer wagten sich in die Strömung

im Fluß; alle hielten den Kopf über Wasser und schwammen geruhsam. Männer wie Frauen trugen weiße Gummihauben. Wer etwas zimperlich war, mein Vater zum Beispiel, zog auch weiße Badeschuhe an, die wie Ballettschuhe aussahen und dazu gedacht waren, die Füße vor spitzen Steinen und vor der Berührung mit dem glitschigen Grund zu schützen. Als ich vier Jahre alt war, gaben mir Tanja und mein Vater abwechselnd Schwimmunterricht. Zu ihrer Erleichterung war ich ein gelehriger Schüler.

Tanja gab sich zwar große Mühe, meinen Ruf nicht zu beschädigen, aber es sprach sich in T. doch herum, daß ich ein schwieriges, ja ein rechtes Sorgenkind war. Die Amme blieb nach dem Tod meiner Mutter ein ganzes Jahr bei mir – sie noch länger zu behalten wäre gegen Tanjas, wahrscheinlich auch gegen meines Vaters Prinzipien gewesen –, aber gleich nachdem sie fort war, stellte man fest, daß ich nicht essen wollte. Die Mahlzeiten wurden zu Willensproben zwischen Tanja und mir, und alle sahen dabei zu, die Köchin, das Dienstmädchen, das Kindermädchen, und wenn es besonders kritisch wurde, kam sogar die Waschfrau. Meistens blieb Tanja Siegerin. Ich rächte mich dann später, indem ich alle die Mischungen aus Delika-